

rowohlt repertoire

Leseprobe aus:

Günter Schabowski

Der Absturz

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de/repertoire

Inhalt

Vorwort	7
Im Niemandsland	11
Ohne roten Taufschein	40
Die politische Tätowierung	72
Sozialistischer Absolutismus	102
Kein Jahr wie 39 frühere	153
Berlin–Moskau: Szenen einer Ehe	182
Zeit der Sprachlosigkeit	218
Die Entmachtung	243
Das Ende mißt 40 Tage	274
Im Neu-Land	327

Im Niemandsland

I

Ich war auf dem Wege zu unserer Berliner Wohnung. Erst vor kurzem waren wir dort eingezogen. Aus Wandlitz hatten wir uns schon im November abgesetzt. Übergangsquartier war ein altertümliches Gästehaus der Regierung im Pankow gewesen, wo wir nervös auf unseren unausgepackten Koffern saßen.

Heute wohnen wir in einem noch unfertigen Viertel am äußersten westlichen Rand der (Noch-)Hauptstadt der DDR. Die Häuser in unserer Gegend stehen auf einem Baugrund, den man historisch nennen kann: auf dem Terrain der Reichskanzlei. Aus dem Fenster geht der Blick auf die Mauer. Wir sind zwischen den düsteren Ablagerungen zweier Epochen angesiedelt.

Wochen nachdem die SED in Liquidation gegangen war, kam mir meine Lage noch immer verwirrend und unwirklich vor. Ich merkte es an meiner Unsicherheit, wenn Leute mich auf der Straße überrascht grüßten oder mir in der Kaufhalle verstohlen zunickten. Zweifelnd fragte ich mich, ob das Sympathie sei, die ich annehmen dürfe. Galt sie meinem (unzureichenden) früheren Bemühen, offen auf die Menschen zuzugehen, um mit ihnen etwas Sinnvolles im allgemeinen Widersinn zu bewirken? Oder war es vielleicht Erkennungszeichen einer Komplizenschaft, die das bankrote Vergangene meint? Nichts wäre mir widerwärtiger als die Vorstellung, Mitglied eines Klubs der Gestrigen zu sein, die sich mümmelnd und greinend bescheinigen, wie schön alles war, und daß man nur das Beste gewollt habe.

Als ich diese Niederschrift begann, war ich 61 Jahre alt. Meine Körperlänge beträgt 184 Zentimeter. Mein Gewicht schwankt zwischen 86 und 88 Kilogramm. Nach Meinung des Arztes ist meine Gesundheit nicht die allerbeste. Ungeachtet medizinischer Unkenrufe wähne ich mich in guter Verfassung. Ein Diplom der Karl-Marx-Universität Leipzig aus dem Jahre 1962 bescheinigt mir, daß ich Fertigkeiten erworben habe, die mich zu journalistischer Arbeit befähigen. Zur Zeit gehe ich keiner geregelten Tätigkeit nach. Genauer gesagt, ich laufe der Arbeit hinterher. Für die Rente bin ich noch nicht alt genug. Dazu müßte ich in unserem Land 65 sein. Doch ich bin wohl nicht mehr jung genug, um mich mit Aussicht auf Erfolg an das Abenteuer einer neuen Profession zu wagen. Die Chancen sind für mich in der DDR ohnehin gleich Null; denn ich war ein roter Bonze.

Ich war ein Mitglied des Politbüros der SED. Die Partei war die Schöpferin, die unumschränkte Beherrscherin und Sachwalterin eines Systems, das ausschließlich dem Volk zu dienen und zu nutzen versprach. Die von ihr verordneten bescheidenen Wohltaten waren den Menschen durch latente oder harsche und brutale Entmündigung, durch zunehmende Selbstgerechtigkeit der Führenden vergällt. Das hat die Verweigerung durch das Volk herausgefördert. Heute bin ich überzeugt, daß der Mangel an Demokratie und Toleranz die Atrophie des Systems bewirkt und beschleunigt hat. Zutage liegt seine Unfähigkeit, solide zu wirtschaften, bedarfsgerecht, ohne Pomp auf Pump, ökologisch. Diese Defekte waren Geburtsfehler der Sache, der wir uns verschrieben hatten.

«Wie fühlst du dich denn jetzt?» wurde ich häufig gefragt. Vor allem fühle ich mich schuldig. Schuldig, obwohl das Scheitern des sozialistischen Experiments in der DDR vorprogrammiert war. Zu lange habe ich Zweifel an unserer messianischen Anmaßung abprallen lassen. Sie kamen allerdings erst in den letzten Jahren drängender und häufiger. Ich habe mit zu verantworten, daß die sozialistische Vision von Humanität und Gerechtigkeit, die diese Welt braucht, in Verruf gekommen ist.

Schuldig fühle ich mich auch, weil wir den Vorzug unserer Unbefangenheit als Jüngere nicht früher genutzt haben. Die Alten hatten ihre Kämpfe, Leiden und Opfer gehabt; die stalinistischen Denkschemata hatten sie fest im Griff. Wir hätten Gorbatjow, unserem Zeitgenossen, früher die Rückendeckung geben sollen, die er von uns nicht so einfordern wollte wie seine Vorgänger den politischen Tribut von ihren kleineren Bundesgenossen.

Vielleicht, nein sicher wäre es der bessere Teil der Treue gewesen, die wir gedankenlos dem Vermächtnis der Befreier von 1945 gelobt hatten. Manche von ihnen sollen, als sie in den letzten Gefechten um Berlin sterbend zusammenbrachen, tatsächlich noch den Namen «Stalin» gemurmelt haben. Der Name des Tyrannen und Henkers – so täuschbar und fügsam ist die Menschenseele – war Devise für eine freiere und gerechte Welt, in die es die Menschheit hinüberzutragen galt vor der anderen, der braunen Tyrannie. Ein Kopelew und ein Dudinzew, ein Grossmann und ein Nekrassow oder ein Granin, ein Baklanow, ein Bykau, viele andere noch haben die Botschaft der Fünfundvierziger für uns gereinigt und übersetzt. Wir haben uns zu lange die Augen und die Ohren zugehalten.

2

Zu Hause erwartete mich meine Frau Irina, eine gebürtige Moskauerin. Sie ist auch Journalistin. Ihre Arbeit als Moderatorin einer russischsprachigen Sendung im Fernsehen der DDR hatte sie unmittelbar nach meinem politischen Niedergang verloren. Die beiden Jungen, Jan (16) und Alexander (13), Irinas Mutter, unsere winzige, aus purer Geduld und Gutherzigkeit gebackene, Baba Soja (82), die Katze Dascha und ein Papagei bevölkern die Wohnung 0803.

Zuweilen, wenn sich wieder eine vage Aussicht auf Arbeit ver-

flüchtigt hatte, spürte ich Beklemmung, mich zu Hause sehen zu lassen. Das war eine ungewohnte und bittere Erfahrung, die ich derweil schon mit Zehntausenden Bürgern der DDR teilte. Ich muß damit leben, daß ich mich für die Misere mitverantwortlich weiß. Oft war ich es müde, mir die Maske der Zuversicht überzustreifen, wenn ich vor der Wohnungstür stand. Im Gespräch mit Freunden, die mir geblieben sind, merkte ich, daß ich mit meiner Trübsal die Stimmung verderbe.

Vor einigen Wochen hielt ich es noch für einen Extremfall, als ich hörte, daß Werner S., ehemaliger stellvertretender Vorsitzender einer ZK-Kommission, in der grünen Latzhose eines Bediensteten des Grandhotels für westliche Devisenbringer die Teller wäscht und die Resteeimer entsorgt. Zeitweilig war ich auf den Posten eines Grundwasserbeobachters erpicht. Ob ich ihn bekam, hing von der Bereitschaft der Berliner Grundwasserbeobachter ab, ihre begrenzte Arbeitsmasse mit mir zu teilen. Sie hatten letztlich darüber zu befinden, ob ich mit einer Pfeifsonde den Wasserstand der Berliner Brunnen messen und registrieren durfte. Mein journalistischer Gesprächspartner aus der Bundesrepublik, mit dem ich mich im Palast-Hotel zu einer politischen Bestandsaufnahme traf, hatte mitleidlos gelacht, als ich ihm davon erzählte. «Ist ja was fürs Beruferaten!» Ich mußte mitlachen, und mir wurde leichter. Die Antwort, die ich zwei Tage später erhielt, war ein gewundenes, aber unumstößliches Nein. Man hatte keine Planstelle zur Verfügung.

Presseleute vermittelten mir gelegentlich die Illusion, nicht nur eine abgetakelte Fregatte der Politik zu sein. Auch im Strudel der Wendewochen waren mir Journalisten häufige und wichtige Partner gewesen. Journalisten haben mir geholfen, meine eigene Befindlichkeit deutlicher zu bestimmen, als die Krisenflut, die wir zu bändigen hofften, über uns selbst zusammenschlug. Gespräche, Befragungen oder einfach kollegiales Räsonnieren brachten Erkenntnisgewinn. Wunden blieben nicht aus. Wie immer: die schmerzendsten fügt die eigene Sippe zu. Ohne kommunizierenden Fluß zwischen Politik und Medien ist eine mo-

derne Gesellschaft nicht lebensfähig. Gewiß ist das ein naiver Satz für Menschen, die in einer Demokratie zu leben gewöhnt sind. Für mich war es in der Zeit des Umbruchs eine ganz frische und belebende Wahrheit. Ich verstand, wie sehr eine Politik, die Neues versucht, die sich selbst noch nicht gültig definiert hat, der Neugier, der didaktischen Phantasie und des Widerspruchs der Journalisten bedarf, um Statur und Muskel auszubilden, um im Bewußtsein der Bürger Fuß zu fassen.

Im Palast-Hotel hatten Sch. und ich heute die dritte mehrstündige Sitzung hinter uns gebracht. Für eine Fernsehdokumentation rekonstruierten wir die Wende, die Umwälzung, die Revolution, wie immer wer nennen mag, was das Endstadium des Phänomens DDR einleitete.

Sch. war für mich ein Testfall für Tatsachentreue und Moralität eines westlichen Journalisten. Erst jetzt hatte ich die Möglichkeit und die Unbefangenheit, das im Selbstexperiment herauszufinden.

Er liegt mir, weil er nicht prätentiös ist. Natürlich ist das Teil seiner Professionalität. Damit zieht er das Objekt seiner Befragung sacht über die Hemmschwelle. Der Täter packt aus. Im Gespräch wirkte Sch. kaum anders als der schlichte neugierige Kumpel von nebenan.

Mit ihm zu arbeiten machte mir Spaß, selbst wenn es – um einen heute gängigen Euphemismus zu verwenden – eine Verwertungspartnerschaft war, bei der ich ausgeweidet wurde. Vielleicht spielte bei mir die sentimentale Erwägung mit, daß man vor vielen Jahren als Journalist im bunten Menschenmilieu so hätte herumstöbern mögen und sollen.

Für heute haben wir beide voneinander genug, vom Verhör, vom gegenseitigen Abtasten, vom Abtauchen in die Vergangenheit. Sch. mußte zurück nach Hamburg. Bei mir waren es nur die paar hundert Meter Luftlinie vom Palast-Hotel bis zur neuen Berliner Behausung.

Irina öffnete mir, wies mit dem Daumen nach oben und buchstabierte lautlos: B i l d z e i t u n g ! Ich schloß vorsichtig die furnierte Spanplatte, die hoffentlich von Klingelfahrern als eine Wohnungstür respektiert wird. Die Straßenschuhe müssen im Korridor ausgezogen werden. Auf Socken schlich ich die Wendeltreppe nach oben. Sie ist der markanteste Teil der Maisonettenwohnung. Sie hat die Dreadnought-Stabilität, die wir uns für die Tür wünschten.

Vom «Speicher» wälzte sich Zigarettenqualm die Treppe hinunter. Der Speicher ist der Raum, der nur über die Treppe erreichbar ist. Das meiste hier oben hat sich im Keller des Hauses 19 in Wandlitz befunden. Für die Regale, einen Teil der Bücher und für das Werkzeug, das ich hinter einem Vorhang verstaut habe, war es ein Aufstieg – über neun Etagen. Es sieht ein wenig zusammengestoppelt aus, wie auf einem Speicher eben. Aber ich bin dankbar, daß mir die Familie dieses Refugium überlassen hat.

Zwei Damen saßen auf der kleinen Polsterbank. Ich erkannte Frau N. Sie hatte mich schon am Vortag aufgesucht. «Ich arbeite für die Bildzeitung und hoffe, von Ihnen, wenn es Ihnen nichts ausmacht, einige Auskünfte zu bekommen.» Nach dem Wort «Bildzeitung» hatte sie gestockt, als erwartete sie eine Reaktion von mir. Ich blieb stumm. Etwas unsicher fuhr sie fort: Sie arbeitet an einer Serie über die Frauen der verhafteten Politbüromitglieder und käme gerade von Frau Herrmann, die ja hier um die Ecke wohne. «Wissen Sie vielleicht, wie ich Frau X. und Frau Y., sie nannte noch zwei oder drei Namen, «erreichen kann?»

Frau N. war eine zierliche Person. Ihre Redeweise war überhaupt nicht reporterhaft forsch. Das Gesicht hatte einen schmerzlich-sensiblen Zug, der mich an die Schauspielerin Hilde Körber erinnerte. Ich konnte die Frage nicht unterdrücken, wie man Bild-Redakteurin wird.

Frau N. krümmte sich ein wenig. «Ich gehöre nicht zur Redak-

tion. Einer der beiden Chefredakteure ist ein Bekannter von mir. Er hat mir die Serie überlassen, ich habe freie Hand zu schreiben, wie ich es sehe. – Mich zensiert niemand», sagte sie etwas spitz. Sie sei eine freischaffende Schriftstellerin, fuhr sie fort. Auf meinen fragenden Blick hin ergänzte sie: «Ich verfasse so etwas wie Lebenshilfereports.» Sie lachte flüchtig. «Wie reiße ich eine Frau auf, zum Beispiel.» Ich ließ mir den Titel vorsichtshalber wiederholen.

Selbst wenn ich es gewollt hätte, ich konnte Frau N. nicht behilflich sein. Ich besaß die Adressen nicht, die sie brauchte. Die Ehemaligen hatten sich nicht zu einem Überlebensverein zusammengeschlossen. Wir wissen auch heute verhältnismäßig wenig voneinander. Das ist seit Wandlitz nicht viel anders geworden. Im Grunde kennen wir nur das, was die Zeitungen über den einen und anderen noch immer enthüllen. Ich nannte ihr einige Namen. Vielleicht könne sie dort Näheres erfahren.

Frau N. war sichtlich angetan davon, daß ihr als Bildemissärin bei uns vorurteilsfrei Gastfreundschaft widerfuhr. («Möchten Sie nicht noch einen Kaffee?») Unverrichteter Dinge, aber unverdrossen verließ sie uns. Zuvor hatte sie noch geraten – nun schon vom Bild-Hintergrund emanzipiert: «Sie müssen Ihre Erinnerungen aufschreiben. Ganz simpel, verstehen Sie. Wie wurden Sie, was Sie waren und was Sie heute sind.» Irina war angetan von diesem Rat. Sie wünschte Frau N. zum Abschied viel Erfolg bei ihrer Arbeit. Ich hörte das nicht so gern, wenn ich an die Objekte dachte. Irina ist Russin. Sie dachte nicht an den professionellen Antrieb von Frau N. «Sie ist doch eigentlich ein nettes Frauchen», meinte sie.

Jetzt saß ich Frau N. zum zweitenmal gegenüber. Bei soviel Bild-Interesse konnte ich ein Unbehagen nicht unterdrücken. Aber Frau N. war heute einzig und allein Schriftstellerin, die in mir einen künftigen Kollegen sah. Sie glaubte bereits an meine «message». Meine Tips von gestern hatten ihr allerdings nicht weitergeholfen. Sie hatte die Adressen nicht ausfindig machen können. Vielleicht ganz gut so, dachte ich.

Mein Mißtrauen schwand, als Frau N. auf ihre Bekannte verwies. «Ich habe Frau O. mitgebracht. Sie ist Lektorin bei Ullstein.» Frau O. hatte augenscheinlich Frau N. verlegerischen Beistand bei deren literarischer Lebenshilfe für Möchtegern-Machos geleistet. Die Lektorin verfügte über einen flotten Zungenschlag. Das beeindruckte mich. «Ich ghostwrite gerade für Herrn Neckermann. Er bringt bei uns seine Biographie heraus.» Vor meinem geistigen Auge sah ich Frau O. auf einen Apfelschimmel geklemmt und anstelle eines arthritischen Herrenreiters für Deutschland ghostreiten.

Um mich aufzulockern, enthüllte Frau O., sie sei von Hause aus Trotzkistin. Die Mischung von Ullstein, Trotzki und Neckermann verblüffte mich. Um sie nicht zu weiteren Selbstbekenntnissen zu nötigen, willigte ich ein zu überdenken, ob ich wie Neckermann für Ullstein reiten wolle.

4

Ich stieß das Mansardenfenster auf, um den Zigarettenrauch hinauszulassen. Wieder faszinierte mich die Aussicht. Über das Baustellen-Tohuwabohu vor der Haustür, das einen zweifeln lässt, hier könnte noch zu unseren Lebzeiten staubfreie Ordnung oder gar Grünes Einzug halten, reicht der Blick weit über das Doppelband der inneren und äußeren Mauer in das andere Berlin, bleibt im ungeteilten grauzottigen Himmel hängen. Unten war kein Mensch zu sehen, kein Spaziergänger, kein Grenzer.

Die Ereignisse hatten das «Bauwerk» entdämonisiert. Selbst die Mauergraffiti hatten ihren aggressiven Schmelz verloren. Das Banale war das Zeitgemäße. Auf einem der Betonsegmente bekannten «Carl, Sharon und Amy» in großen Spraylettern ironisch, daß sie «nicht hiergewesen» seien (wo inzwischen alle Welt gewesen war). Der Mauerstreifen, die längste Grünzone der DDR, ist eine grindige Wiesenfläche, die von Hunderten Krä-

hen als Landepiste benutzt wird. In den Abendstunden pflegen sie sich schwerfällig und krächzend in die Luft zu erheben und verwandeln den Mauerkiez minutenlang in eine Hitchcock-Szenerie.

Ich hoffe, daß die grüne Neigung der Berliner kräftig genug ist, zu verhindern, daß nach dem endgültigen Fall der Mauer hier Baustellen wuchern oder – schlimmer noch – Betonströme für Parkplätze hineinfluteten. Mit einem grünen Gürtel von Pankow bis Treptow schüfe sich Berlin eine neue Attraktion anstelle der von uns errichteten Scheußlichkeit. Bänke für Alte und Liebespaare unter schattigen Laubbäumen, Jogging- und Radfahrwege, Wiesenstücke für Sonnenanbeter und spielende Kinder, Blumenrabatten, Planschbecken, hier und dort ein Imbiß-Pavillon – das wäre eine gute und menschengerechte Bestimmung für die widernatürliche Schneise durch die Stadt.

Der antifaschistische Schutzwall, in Liedern und Märschen besungen, mit Paraden der Kampfgruppen gefeiert, mit dem Blut von Flüchtlingen und von Grenzsoldaten befleckt, mit Druckerschwärze in Ost und West begossen oder beschossen, hat kein Problem gelöst, wie seine Architekten und Bauleiter, Ulbricht und Honecker, kalkuliert hatten. Gewiß, die Hallsteinzeit war damit endgültig zu Bruch gegangen. Das Konzept, das zwischen einem primitiven Annexionismus und verbohrter Nichtwahrnehmung hin- und herschlingerte, hatte sich an der Nachkriegskonstellation unheilbar wundgelaufen. Außenpolitisch hatte die Mauer zu anderen Denkansätzen genötigt. Heute sind sie überflüssig geworden, weil die Realität, die die Mauer markieren wollte, sich als nicht lebensfähig erwiesen hat.

Der Betonzaun verriet die innere Schwäche des Sozialismus stalinistischer Prägung. Er war als ultima ratio gegen eine hunderttausendfache geistige und faktische Abkehr der Menschen aufgeboten worden. Die Kesselwand wurde verstieft, für Jahre stabilisiert. Im Kessel stieg der Druck langsam und stetig. Die Volksbewegung in der DDR hat schließlich die Mauer zu Fall gebracht. Der Überdruck war so stark geworden, daß die kur-

lebige Führung unter Krenz die Kesselwand selbst einschlagen mußte.

Sind nun die Probleme gelöst? Behalten die Pessimisten zum Schluß recht? Ist Geschichte nur Kreisen im Nebel? Ist der sozialistische Ausflug der Menschheit ein für allemal ins Wasser gefallen? Sind die Konjunkturwörter von Konföderation bis Vereinigung lediglich semantische Rauchzeichen des Verlöschens der großen Utopie? Modrow war es gewesen, der erstmals vom «Einig Vaterland» gesprochen hatte. Ist das nun Alibiparole für alle, die als gescheiterte Entdeckungsreisende zur Rückkehr an die alten Gestade gezwungen sind? Die Antwort auf diese Fragen wird Zeit brauchen.

Der Januar und der Februar des Jahres 1990 waren der DDR gnädig. Noch als die Republik sich stabil dünkte, pflegte man jedes Jahr aufs neue vor einem harten Winter zu zittern. Auch ein Symptom für die ungesunde Anfälligkeit der Planwirtschaft, die wir hinnahmen, statt sie zu analysieren.

Die meteorologische Milde dieses Winters hatte ihren Preis. Es regnete und regnete. Der Sturm heulte und rüttelte an den Dächern. Regen und Hagelgeschosse prasselten gegen die Fensterscheiben. Es hörte sich an, als risse ein zürnender Wettergott große Lagen Packpapier kurz und klein. Grauschwarze Wolken geschwader schoben sich von Nordwest über Reichstag und Brandenburger Tor hinweg. Das wieder geöffnete Stadtsymbol sah ich von hier oben in der Nacht der Jahreswende 1989/90. Die klassizistische Kulisse war von Fernsehscheinwerfern wie in bengalisches Licht getaucht. Fetzen von Rockmusik wehten herüber. Doch wir waren weit genug entfernt, um die Ausuferung dieser beispiellosen deutsch-deutschen Silvesterfeier, den alkoholgesättigten Vandalismus nicht wahrzunehmen, der sich an Schadows Quadriga austobte.

Als Schuljunge habe ich es gemocht, den Blick vom Stubenfenster aus mitten in die hohe Himmelsglocke zu richten. Der Himmel damals hatte kein Cinemascope-Format. Er war das Licht am Ende eines von rückwärtigen Häuserwänden und fassaden-

losen Brandmauern begrenzten Schachtes. Wir wohnten in einer 1 ½-Zimmer-Wohnung, Hinterhaus, erster Stock, Toilette auf dem Treppenpodest.

35 Mark Miete kostete das Ganze im Monat. Arbeiterstandard im Berliner Osten der dreißiger Jahre. Mit schöner Regelmäßigkeit stellte sich bei mir im Frühjahr oder im Herbst eine Angina ein. Tagsüber durfte ich im Doppelbett der Eltern liegen. Durchs Fenster drangen die Gerüche und Geräusche der kleinen Schnapsfabrik, die auf einem zweiten Hinterhof angesiedelt war. In einer der Brandmauern nisteten Mauersegler. Rammdösig vom Fieber, lauschte ich meinen dumpfen Herzschlägen und sah bewegungslos dem unruhigen Treiben der schwalbenartigen Vögel zu. Von Zeit zu Zeit kam Mutter ins Zimmer. «Na, wie geht's dir? Besser?» fragte sie. «Sauwohl», sagte ich, und wir lachten beide.

Gute fünf Jahrzehnte liegen diese Himmelsblicke zurück. Alles in allem sind damit sechs Kilometer geographischen Standortwechsels verbunden, aus dem Arbeiterbezirk Friedrichshain an den westlichen Rand unserer Halbstadt. Es ist abzusehen, daß hier bald wieder die Mitte der Polis sein wird. Ob wir dann noch die Miete bezahlen können, steht auf einem anderen Blatt. Sechs Kilometer – auf einer Karte im Schulatlas hat das den Durchmesser eines Häufchens Fliegendreck. Ist das die Summe der räumlichen und geistigen Bewegung eines 60jährigen Lebens?

5

An einem Sonnabend im Januar verbrachte ich nahezu zehn Stunden im «Haus an der Spree», dem Parteihotel in Berlin. Gegen Mitternacht, am Ende eines den ganzen Tag andauernden Fließbandverfahrens, war ich mit fast allen anderen ehemaligen Mitgliedern des Politbüros aus der Partei verstoßen. Nur Siegfried Lorenz, der frühere 1. Sekretär des Bezirkes Karl-Marx-